

Johannes Lähnemann

## **Glauben wir an den gleichen Gott? Das Gottesbild bei Jesus und im Koran**

### Zusammenfassung

Dieser Beitrag, Teil einer Vortrags- und Gesprächsreihe zu „Christentum in der Begegnung mit dem Islam“, ist die Frucht langjähriger Dialogbemühungen. Am Beispiel der Gottesfrage als zentralem Thema in der Auseinandersetzung zwischen den Religionen werden Prinzipien des Dialogs benannt und an einem Vergleich des Gottesbildes bei Jesus und im Koran Verbindendes (Schöpfungslehre, Ethik), schwerpunktmässig Verschiedenes (Gott, der liebende Vater bei Jesus, Gott, der Erhabene, der Barmherzige im Koran), aber auch Unvereinbares (Jesus als Sohn Gottes, Theologie des Kreuzes) heraus gearbeitet. Es wird versucht, mit der jeweils anderen Seite mitzudenken und so einander die Tiefe der jeweiligen Glaubenserfahrung zu erschließen.



Prof. Dr. Johannes Lähnemann, emeritierter Professor für Religionspädagogik und Didaktik des evangelischen Religionsunterrichts an der Friedrich Alexander Universität Erlangen-Nürnberg

## Schlagwörter

Gottesbild, Islam, Weltfriede, Koran, Ethos der Aufmerksamkeit

Beim ersten Abend in unserer Reihe „Christentum in der Begegnung mit dem Islam“ ging es um eine erste Annäherung an den Islam – als einer fernen und zugleich nahen Religion: Weltmacht einerseits und Hauptreligion der Migrationsbevölkerung in Deutschland andererseits, oft pauschal als aggressiv gebrandmarkt, und andererseits in den Menschen und Gemeinden als gastfrei und hilfsbereit erfahren. Wir haben gefragt: Was macht sein inneres Wesen aus? Wie ist die Rolle Mohammeds und des Koran zu verstehen? Was kennzeichnet Hauptlehren und -pflichten des Islam – in all der Verschiedenheit, die sich innerhalb dieser Religion wie in allen großen Religionen findet?

Heute wollen wir einen Schritt weitergehen. Im Hintergrund stehen für mich 3 Thesen, die Hans Küng aufgestellt hat – und die für unsere gegenwärtige Weltsituation eine notwendige Herausforderung darstellen:

- Kein Weltfriede ohne Religionsfriede!
- Kein Religionsfriede ohne Dialog zwischen den Religionen!
- Kein Dialog ohne Grundlagenarbeit in den Religionen!

Viele Konflikte in der Welt entstehen dadurch, dass kein ernsthafter, vertiefter Dialog geführt wurde, auch da, wo die Religionen schon lange zusammengelebt haben wie etwas im ehemaligen Jugoslawien. Aber der Dialog verlangt auch, über den eigenen Glauben zu nachzudenken, in dem traditionell oft Zerrbilder und Feindbilder von den Anderen gepflegt wurden. Die Gottesfrage ist dabei ein Prüfstein für einen Dialog in der zentralen Glaubensfrage zwischen Christen und Muslimen. Wir wollen diesen Dialog authentisch führen. Zunächst erhalten Sie jetzt die Thesenreihe, die ich Ihnen erläutere.

## **1. Die Verständigung in der Gottesfrage hat einen zentralen Rang im Gespräch zwischen Christen und Muslimen. An ihr lassen sich beispielhaft die Aufgaben der theologischen Begegnung zwischen den Religionen zeigen.**

Wie unterschiedlich hier geurteilt werden kann, möchte ich nur an zwei gegensätzlichen Erklärungen verdeutlichen.

So urteilte die Konferenz Bekennender Gemeinschaften in einer schon länger zurück liegenden Erklärung „Unsere Herausforderung durch den Islam“ (Februar 1984), man dürfe nicht davon sprechen, Christen und Muslime glaubten an den „gleichen Gott“; - der Islam wisse nichts vom Erlösungswerk Jesu Christi, er verharmlose die Sünde und liefere den Menschen der Werkgerechtigkeit aus.

Demgegenüber findet das 2. Vatikanische Konzil nur positive Worte zum Gottesglauben der Muslime. In der Erklärung „Nostra Aetate“ heißt es:

„Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebenden und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat. (...) Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten. (...) (Und sie) legen (...) Wert auf Gebet, Almosen und Fasten.“<sup>1</sup>

Die großen Differenzpunkte werden dabei freilich höflich umgangen. Was wir hier ernst nehmen müssen, ist, dass eine vorschnelle Vereinheitlichung ebenso wenig hilfreich ist wie eine vorschnelle Abwehr des anderen Glaubens. Wir müssen die Glaubenstraditionen vielmehr sorgfältig erkunden, damit wir erkennen, wo wir Gemeinsamkeiten haben, damit wir sehen, wo Unterschiede bleiben, aber auch, wo wir uns in der Unterschiedlichkeit besser verstehen können.

---

<sup>1</sup> H. Vöcking (Hg.): Christliche Stimmen zum Dialog, (CIBEDO-Dokumentation 18/19, Band I, Frankfurt am Main: Christlich-Islamische Begegnung, 1983), S. 3

Hier schließt sich meine These an:

**2. Obwohl Christentum und Islam (neben dem Judentum) als die beiden großen monotheistischen Religionen gelten, gibt es in beiden Religionen herkömmlich erhebliche Vorurteile gegenüber dem Gottesverständnis in der jeweils anderen Religion.**

Vom Islam aus gesehen unterliegt der christliche Glaube dem Verdacht, die Sünde des Shirk“ zu begehen, d. h. dem einzigen, ewigen Gott etwas „beizugesellen“. Die Trinitätslehre ist schwer von dem Vorwurf des „Tritheismus“ (= Glaube an drei Götter) zu befreien.

Wenn Christen bekennen, dass sie *an* Jesus Christus glauben, dass er wahrer Mensch *und* wahrer Gott ist, dann ist das für Muslime Anlass, hier den Glauben an mehr als eine göttliche Person anzunehmen. Damit taucht natürlich auch die Frage nach dem genuinen Sinn der Dreieinigkeitslehre auf: Was meint diese Lehre eigentlich?

Vom Christentum aus wird Allah, wie Mohammed ihn verkündigt, traditionell negativ gekennzeichnet, als „despotischer Willkürgott“, als „der starre, unbewegte, einsame Gott“, wie es noch in den ersten Auflagen des Evangelischen Erwachsenenkatechismus hieß.

Man geht dabei von einer einseitigen Interpretation der Vorstellungen von Gottes Allmacht aus, von den Gerichtsdrohungen, wie sie sich besonders in den letzten Suren des Korans finden, und von einem Verständnis der Lehre von der Vorsehung, die dem Menschen vermeintlich keinen Spielraum im Handeln lässt. Auch hier wäre nach den genuinen Intentionen der Rede von Gottes Souveränität und Absolutheit zu fragen: Warum wird auf Gottes Souveränität und Absolutheit so großer Wert gelegt?

Es ist wesentlich, gegenüber den hier skizzierten Vorbehalten zu einer Form des Glaubensgespräches zu kommen, dessen Grundsätze in der nächsten These umrissen werden.

**3. Es gilt, zu einem Religionsgespräch zu gelangen, in dem die Vorurteile als Vorurteile durchschaut werden und in dem man jenseits von bloßer Apologie (einer verteidigenden Abwehrhaltung) und den Versuchungen des Synkretismus (der „Religionsvermischung“) einander offen begegnet.**

Erster Grundsatz hierzu ist das Bemühen, die anderen von ihren Voraussetzungen her zu verstehen, d. h. in den Quellen ihres Glaubens zu lesen und sie gemäß ihren eigentlichen Intentionen wahrzunehmen.

In Korrespondenz hierzu steht als zweiter Grundsatz die Aufgabe, nach einer möglichst authentischen und klaren Form der Darstellung des eigenen Glaubens zu suchen, wobei die Rückfrage nach den Anfängen, den Wurzeln des Glaubens eine besondere Bedeutung erhält.

Im Dialog mit dem früheren Imam der Hamburger Moschee an der Alster, Mehdi Razvi, haben wir einmal herausgestellt, dass es in der Gottesfrage bei der Verständigung zwischen Christen und Muslimen drei Ebenen gibt: die Ebene des Verbindenden, die Ebene schwerpunktmäßiger Unterschiede und die Ebene des Unvereinbaren.

Die erste wesentliche Grundeinsicht – betreffs der Gemeinsamkeiten - lautet hierbei:

**4. In Christentum und Islam ist der Glaube an den einen Gott, der sich dem Menschen gnädig zuwendet, die Grundlage. In beiden Religionen wird Gott als der Schöpfer, der Erhalten, der Richter verehrt. Zeichen dafür sind die Schöpfung, die Sendung der Gottesboten, die Gebote ...**

Es ist der Bereich der Schöpfungslehre, in dem Juden, Christen und Muslime ein großes gemeinsames Erbe haben. Alle drei Religionen antworten mit ihrer Rede von Gott als dem Schöpfer auf die Erfahrung, dass der Mensch sich nicht selbst geschaffen hat, dass ihm seine Existenz, seine Lebensgrundlagen voraus

gegeben, geschenkt sind. Für Christen und Muslime ist es – wie für Juden – Gott, der alle irdischen Möglichkeiten radikal übersteigt, der Herr ist über Raum und Zeit. Jesus ruft ihn an als „Herr des Himmels und der Erde“, und jeder Muezzin bekennt mit dem Ruf „Allahu akbar“ – „Gott ist größer“ (im Sinne eines unendlichen Komparativs) –, dass er alles menschliche Vorstellen und Denkvermögen übersteigt.

Und beide Religionen gehen davon aus, dass Gott dem Menschen das Leben gegeben hat – als der „Krone der Schöpfung“, als „Ebenbild“ bzw. „Khalifa“, also als Stellvertreter Gottes<sup>2</sup>: An Gottes Stelle soll der Mensch die Erde verwalten, soll er verantwortlich die Schöpfung bewahren.

Christen und Muslime können im Rahmen der Schöpfungslehre von Gottes gnädiger Zuwendung zum Menschen sprechen: Insofern Gott den Menschen trotz seiner Verfehlungen nicht verlässt<sup>3</sup>, sondern immer wieder Gottesboten schickt, die die Menschen aufrütteln, mahnen, Gottes Verheißungen und Gericht verkünden und sie neu an seine Gebote bzw. an seine „Rechtleitung“ weisen.

Von daher gibt es Gemeinsamkeiten für die Sinnggebung des Lebens und den Auftrag des Menschen: Dankbarkeit für die Schöpfung und Verantwortung für sie, Solidarität mit allen Kreaturen, Sinnggebung für ein nicht dem Egoismus verfallenes Leben, Geborgenheit aus dem Glauben an Gott, Kritik am Vergötzen von innerweltlichen Zielen, Einsatz für Schwächere und Benachteiligte.

All dies sind Grunderfahrungen und Orientierungen, in denen auch pädagogisch relevante Maßstäbe stecken, Maßstäbe, von denen wir wissen, dass sie unerlässlich sind, damit Menschen

---

<sup>2</sup> Die Unterschiede zwischen diesen beiden Begriffen sind m. E. nicht so gravierend, dass damit der Verantwortungsbereich des Menschen eingeschränkt wäre.

<sup>3</sup> Diese Aussage gilt jenseits der Kontroverse um die „Erbsünde“ – die freilich in der Auseinandersetzung um das „realistischere“ Menschenbild eine wichtige Rolle spielt.

zu einer Mündigkeit reifen können, die nicht Orientierungsbeliebigkeit ist. Konstitutiv ist für Christen und Muslime gerade auch der Einsatz für Schwächere und Benachteiligte: So wie es zu Jesu Sendung gehört, dass die Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft besonders den Unmündigen, den Kranken, den vermeintlich Gottesfernen gelten, so bildet für Mohammed die Erfahrung, dass Gott ihn, das Waisenkind, berufen hat, mit den Hintergrund für die soziale Verpflichtung, Witwen und Waisen beizustehen.

Es gibt also in der Theologie, der Gotteslehre im engeren Sinne, und der aus der Gotteserfahrung erwachsenen Anthropologie und Ethik eine Fülle an Gemeinsamkeiten und Parallelitäten, die zu gemeinsamem Handeln für die Schöpfung und für den Menschen befähigen sollten.

Auf der anderen Seite dürfen und sollen die Unterschiede nicht übersprungen werden. Es kommt aber darauf an, dass man die *wirklichen* Unterschiede herausarbeitet und: *wie* man mit diesen Unterschieden umgeht.

### **5. Bei der Wahrnehmung der Unterschiede ist jeweils zu fragen, in welchem Sinnzusammenhang sie sehen und welche Erfahrungen sich in ihnen ausdrücken.**

Die Feststellung von Unterschieden muss noch nicht prinzipiell Trennung und Abgrenzung bedeuten, können sie sich doch auch auf Erfahrungen beziehen, die eine Ergänzung oder Bereicherung der eigenen Horizonte bedeuten. Das gilt auch für bestimmte Elemente in der Gottesfrage:

Hier gibt es einmal schwerpunktmäßig verschiedene, aber einander doch korrespondierende Aussagen:

Gott, der liebende Vater, wie Jesus ihn verkündigt,

Gott, der Erhabene, der Barmherzige, wie er sich vor allem im Koran darstellt.

Für Jesus ist zentral, dass er die anbrechende Herrschaft Gottes verkündet und darbietet. Er wendet sich mit der Liebe Gottes den Menschen seines Volkes zu, und zwar besonders denen, die

bedürftig sind, die angewiesen sind, die von sich aus Gott nichts bieten können. Ihnen bringt er in einer Zeit und Umgebung, in der Gott vor allem als der Erhabene gesehen wurde, dessen Wille im Gesetz gegenwärtig ist, Gott nahe als den, den sie als liebenden Vater ansprechen können. Das deutlichste Zeichen hierfür ist die Anrede Gottes im Vaterunser-Gebet. In dieser Anrede kommt im Aramäischen, der Muttersprache Jesu, das Wort „Abba“ vor, das Wort, mit dem ein Kleinkind vertrauensvoll und liebevoll seinen Vater ansprach. Die einfachen, weitgehend ungebildeten Menschen, die Jesus nachfolgen, erfahren hier: so nahe wie ein Vater und sein kleines Kind einander sind, so nahe ist uns Gott, wenn wir das Gebet sprechen, das Jesus uns lehrt.

Ähnliches kommt in dem berühmten Gleichnis vom verlorenen Sohn zum Ausdruck: So wie sich der Vater in dem Gleichnis dem verkommenen Sohn zuwendet, als dieser zurückkehrt, so ist Gott: so voller Güte, so voller Zuwendung zu dem, der ihn am meisten braucht. Kennzeichnend für Jesus ist hier das erstaunlich direkte Reden von und mit Gott, die Erläuterung seines Verhaltens anhand von menschlichen Bildern, die denen, die Jesus zuhören, zeigen, wie Jesus sich ihres scheinbar unbedeutenden, ihres scheinbar gottfernen Lebens annimmt.

Von da aus ergeben sich für christlichen Glauben Maßstäbe, die Christen selbst immer wieder zu lernen und sich zu vergegenwärtigen haben, weil sie gängigen Maßstäben in unserer und anderen Gesellschaften zuwiderlaufen: dass nämlich der Mensch vor Gott nicht angenommen ist nach dem Maß seiner Leistungsfähigkeit, sondern nach dem Maß seiner Liebesbedürftigkeit. Dass dieses auch Konsequenzen hat für alle christliche Pädagogik, liegt auf der Hand: Gerade die Offenheit, die Angewiesenheit der Kinder macht es erforderlich, dass am Anfang aller Erziehung die Vermittlung von Erfahrungen des Angenommenseins stehen muss, aus denen erst humanes Verhalten sich entwickeln kann.

Dass bei Mohammed die Souveränität, die Erhabenheit Gottes demgegenüber viel stärker im Vordergrund steht, hängt u. a.

mit dem Ort seiner Gottesverkündigung zusammen: In Mekka hatte man sich in der Zeit vor Mohammeds Auftreten die vielen Götter, die in der Kaaba angebetet wurden, gleichsam zu Diensten gemacht. Sie garantierten die Heiligkeit der Stadt Mekka, die dadurch unangreifbar war, und ermöglichten es den Kaufleuten, unter dem Schutzmantel der Gottheiten ein durch und durch egoistisches Leben zu führen: andere zu übervorteilen, Witwen und Waisen zu übersehen, in jeder Hinsicht dem Geld nachzujagen. Mohammed verkündet demgegenüber den einen, alleinigen, erhabenen Gott. Seinem Gericht werden die Unbußfertigen nicht entgehen.

Auf der anderen Seite ist Allah gemäß Mohammeds Predigt keineswegs der „starre, unbewegte, einsame Gott“, wie es noch in den ersten Auflagen des Evangelischen Erwachsenenkatechismus hieß. Er ist vielmehr immer auch der „barmherzige Erbarmer“, als der er zu Beginn einer jeden Sure des Koran (mit Ausnahme der neunten) bezeichnet wird. Er gibt die „sharia“, die „gnadenhafte Weisung“ für ein heiles und ausgeglichenes Leben. „Als Religion der Mäßigung berücksichtigt der Islam die Schwachheit des Menschen, er gibt Erleichterung und übt Nachsicht, wo immer es geht. Das Gesetz knechtet nicht, sondern ist gut für die Menschen.“<sup>4</sup> Die Barmherzigkeit Gottes besteht auch darin, dass er den Menschen ethisch nicht zu schwere Lasten auferlegt und dass er verzeihend und nicht nachtragend ist, wenn jemand von seinem falschen Lebenswandel ablässt. Es ist deutlich, dass auch diese Gotteserfahrung Konsequenzen für die Pädagogik hat, und zwar für eine Pädagogik, die die Heranwachsenden in angemessenen, ihnen zumutbaren Lernschritten in die Ethik hinein führt, die der Gottergebenheit – dem Islam – entspricht.

---

<sup>4</sup> U. Tworuschka, Einige Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Glaubenswelt von Christentum und Islam, Neue Zeitschrift für Systematische Theologie und Religionsphilosophie 1980, S. 268-281, S. 271.

In den hier genannten Punkten, in denen Christen und Muslime mit unterschiedlichen Schwerpunkten von Gott einmal als von dem liebenden Vater, andererseits als dem erhabenen, dem barmherzigen reden, zeigen sich also wesentliche Grunderfahrungen der Religionen. Sie sind aber nicht notwendig konträr zueinander zu sehen, sondern könnten wechselseitig einander erschlossen werden:

Von Christen könnte hier Muslimen im offenen Gespräch etwas deutlich zu machen sein von der am Weg Jesu sichtbar werdenden Zuwendung Gottes, der sich in Liebe auch der notvollsten Erfahrungen menschlicher Ausweglosigkeit annimmt.

Und umgekehrt werden sich Christen von Muslimen daran erinnern lassen, dass die Verflüchtigung Gottes in bloße Mitmenschlichkeit hinein, mit der manche Christen den Herausforderungen des säkularen Zeitalters gerecht zu werden meinen, schwerlich die Freiheit und Gelassenheit zu vermitteln vermag, die der Glaube an den souveränen Gott geben kann; nur diese Freiheit und Gelassenheit kann letztlich davor bewahren, im Handeln für den Menschen nicht an den menschlichen Grenzen zu verzweifeln, weil man alles Heil nur in innerweltlicher Erfüllung erwartet.

Die eigentliche Differenz ergibt sich durch den christlichen Glauben an Jesus als das endgültige Heil Gottes, als den „Sohn Gottes“, dem auf muslimischer Seite die einzigartige, letztlich nur im Koran authentische Selbstbekundung Gottes gegenüber steht.

Im christlichen Glauben knüpfen wir hier daran an, dass schon beim irdischen Jesus unübersehbar ist, wie er sich mit der Präsenz Gottes identifizieren kann, wie in ihm das Angebot Gottes personhaft gegenwärtig ist, wie seine Zeichen, die er tut, die Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft sind, wie in der Entscheidung für oder gegen ihn die endgültige Entscheidung Gottes fällt.

Hier bleibt ein Punkt, der muslimischem Denken anstößig sein muss. Zwar hat auch Mohammed sich als letztgültigen Boten

Gottes verstanden; aber der Gedanke, dass Gott selbst in seinem Gesandten am menschlichen Geschick – und zwar gerade auch an Leid und Not – teilnimmt, wäre ihm gotteslästerlich erschienen.

Eben hier aber liegt die eigentliche Zuspitzung des Gottesbildes Jesu, seiner Rede von Gott als dem Vater, der sich in Jesus vor allem seiner schwächsten und verlassensten Kinder annimmt.

Von daher ist die Bedeutung des Kreuzestodes, den der Koran eliminiert, die Bedeutung der Auferstehung, in der die Identifikation Gottes mit Jesus ihre Bestätigung erfährt, die Bedeutung der *Person* Jesu schließlich als des Gottesheils schlechthin, als zentralen *Inhalts* der Offenbarung nicht einfach eine Erfindung der christlichen Gemeinde, sondern die legitime Entfaltung der Bedeutung des Weges Jesu durch seine Jünger.

Für Muslime ist demgegenüber die Herabsendung des Koran auf Mohammed die größte Gnade Gottes, die alle bisherigen Offenbarungen zum Ziel bringt. Hier zeigt sich Gott für sie in seiner Einzigkeit, ohne Zusätze und Verfälschungen, wie sie für die Bücher der Bibel angenommen werden.

In diesen Punkten bleiben Differenzen, die wir stehen lassen müssen, wenn wir nicht die Grundlagen unseres Glaubens verlassen wollen. Wir können nur versuchen, mit den anderen soweit „mitzudenken“, dass wir sie besser verstehen.

Ein kleines Beispiel hierfür findet sich in der Broschüre von Ibrahim Rüschoff „Da’wa unter Nichtmuslimen“, in der er seinen muslimischen Leserinnen und Lesern verständlich zu machen versucht, was Christen mit der Rede von Jesus als „Sohn Gottes“ meinen. Er schreibt:

„Jesus ist für Christen nicht ‚Sohn Gottes‘ in einem wie auch immer gearteten biologischen Sinn, so etwa wie wir Söhne und Väter haben (...). Vielmehr lehrt das Christentum eine Verwandtschaft bzw. eine *innere Identität* von Gott und Jesus, die außer ihm kein Mensch erreichen kann.“ Er fährt dann aber fort: „Wie eine Christologie ‚Wesensgleichheit‘ auch immer definiert, hier wird eine Grenze überschritten, an der wir Muslime haltmachen, wenn wir nicht die Sünde

des Schirk (d.h. Gott etwas beizugesellen) begehen wollen.“<sup>5</sup>

Ein weiterer essentieller Differenzpunkt trifft das Handeln Gottes in Kreuz und Auferstehung Jesu, so wie Christen es verstehen.

Wir sehen hier das Handeln Gottes, der im Leiden am Kreuz und in der Auferweckung Jesu die Erlösung für die Sünden der Menschen bewirkt.

Das hat wiederum Konsequenzen für die Anthropologie:

Im Islam wird die durch den Koran gewährleistete Rechtleitung des Menschen durch Gott so eindeutig positiv gesehen, dass das Bild vom Menschen im Islam „optimistischer“ ist als im Christentum. Der christliche Glaube geht dem gegenüber von der prinzipiellen Erlösungsbedürftigkeit des Menschen aus der Verfallenheit in Sünde und Schuld hinein aus.

Hier deutet sich weiterer Gesprächsbedarf darüber an, welches die realistische Sicht des Menschen ist. Christen werden darauf verweisen, dass es nicht nur Böses bzw. Verfehlungen im Willen und Vermögen des Einzelnen gibt, sondern auch so etwas wie die Macht der Sünde und des Bösen, wie sie sich etwa in unterdrückerischen, tyrannischen Herrschaftssystemen zeigen können.

Im Ganzen aber wird sichtbar, wie fruchtbar ein *inhaltliches Gespräch* sein kann, das Gemeinsamkeiten und Unterschiede in ihrem jeweiligen Sinnzusammenhang heraus arbeitet und die Differenzen nicht an den falschen Stellen konstatiert.

**5. Vor allem ergibt sich, dass keine Unterschiede zwischen den Religionen bestehen, die zu einer prinzipiellen Abwertung der anderen führen dürften. In der Offenheit gegenüber Gott, der sich dereinst endgültig offenbaren wird, wird man Gemeinsames entdecken, die Unterschiede**

---

<sup>5</sup> I. Rüschoff: Da'wa unter Nichtmuslimen, München 1983, Schriftenreihe des Islamischen Zentrums 11, S. 15f.

**zu verstehen suchen und den anderen in Wort und Tat das Licht des eigenen Glaubens aufleuchten lassen.**

Geleitet von einem Ethos der Aufmerksamkeit, der Freundlichkeit, des Respekts und der Wahrhaftigkeit werden sich die Möglichkeiten und Herausforderungen zu gemeinsamem Handeln in solcher Begegnung unmittelbar erschließen.